

Julian Nida-Rümelin

# Die Grenzen der Sprache

(Abendvortrag, Hegel-Tagung, 28. Mai 2005 in Stuttgart)

## I

### Einführende Bemerkungen

#### §1

##### **Lingualismus**

Die einflussreichsten Strömungen der Philosophie des 20. Jahrhunderts hatten eine Gemeinsamkeit: den *Lingualismus*. Diese Gemeinsamkeit erstreckt sich von den Gründervätern der analytischen Philosophie aus Cambridge und Wien, Bertrand Russell und George Edward Moore, Rudolf Carnap und Otto Neurath über Ludwig Wittgenstein und Martin Heidegger bis zu Quine, Davidson, Rorty und Lewis, aber auch Foucault, Derrida und Lyotard. Inhaltlich lässt sich diese Gemeinsamkeit als ein umfassendes Transformationsprogramm charakterisieren: Alle philosophischen Probleme sollten in Gestalt einer Analyse der Sprache angegangen werden und solche, die sich gegen eine solche Transformation sperren, als irrelevant oder im schlechten Sinne metaphysisch abgetan werden. Dieser Lingualismus löste im 20. Jahrhundert die vorausgegangene Orientierung an Geist und *Bewusstsein* ab, die ganz wesentlich durch den deutschen Idealismus und besonders dessen Höhe- und Schlusspunkt Georg Wilhelm Friedrich Hegel geprägt war. Die älteren Fragestellungen der Bewusstseinsphilosophie wurden zu einem geringeren Teil in die neuentstandene empirische Einzelwissenschaft der Psychologie überführt, zum größeren Teil als problematisches Erbe idealistischen Denkens den philosophischen Archiven und der Philosophiegeschichte überantwortet und zu einem kleineren Teil in das lingualistische Programm transformiert. Wie so oft in der Geschichte des philosophischen Denkens tauchen

vermeintlich tote philosophische Ideen und Begriffe wie Wiedergänger auf, irritieren zunächst nur in Maßen, um am Ende in veränderter Gestalt zu neuem Leben zu erwachen.

## §2

### **Eine Konsequenz des Lingualismus:**

#### **Eskamotierung des Geistigen und des Normativen**

Schon während meines Studiums erschien mir der Lingualismus in beiden Varianten mit denen ich überwiegend konfrontiert war, der der *ordinary language philosophy* und der der *ideal language philosophy* trotz des großen Erfolges ihrer Methoden als suspekt. Der Verdacht richtete sich darauf, dass das lingualistische Transformationsprogramm mehr ist, als die Anwendung neuer Methoden auf philosophische Fragestellungen, dass die methodische Eskamotierung des Geistigen ihr eigentliches Movens im Inhaltlichen hat. Das Geistige verschwindet nicht deshalb, weil neuere Methoden der Philosophie es in der Analyse entbehrlich machten, sondern weil es sich in ein naturalistisches Weltbild nicht integrieren lässt. Der Naturalismus ist dann diejenige Strömung, die dieses inhaltliche Programm explizit macht. Mit der Eskamotierung des Geistigen ging in der Geschichte der analytischen Philosophie charakteristischer Weise innerhalb weniger Dekaden auch die des Normativen einher. Man kann George Edward Moores epochales Werk *Principia Ethica* 1903 als Versuch interpretieren, sich diesem Niedergang des Normativen frühzeitig entgegenzustellen und eine genuin analytische und zugleich normative Philosophie zu etablieren. Der moralische Intuitionismus dieses Werkes besiegelte allerdings zugleich den Fehlschlag dieses Versuches. David Ross' kann man dann schon als das letzte Aufbäumen genuin normativen Denkens in der analytischen Philosophie ein Viertel Jahrhundert später interpretieren. Mit dem Lingualismus werden die alten Fragestellungen nach dem richtigen Handeln und dem gelungenen Leben, nach Gerechtigkeit und Verpflichtung begraben, es bleiben langatmige und am Ende erstaunlich unergiebig lingualistische Analysen von *ought* und *good*. Der Kosmos der praktischen Philosophie mit seinen traditionellen Subdisziplinen der Rationalitätstheorie einschließlich der normativen Ökonomik, der Ethik einschließlich der Theorie des gelungenen Lebens und der politischen Philosophie einschließlich der Theorie gerechter Institutionen geht unter und an seine Stelle tritt die schmalbrüstige Bedeutungsanalyse zweier Wertwörter, wobei der bedeutendste Repräsentant dieser zur Meta-Ethik geschrumpften Disziplin, Richard Mervin Hare es unternimmt, aus einer solchen Bedeutungsanalyse eine umfassende normative Theorie, den *universellen Präskriptivismus*

erschienen in: Rüdiger Bubner/ Gunnar Hindrichs (Hrsg.). Von der Logik zur Sprache. Stuttgarter Hegel-Kongress 2005. Stuttgart 2006, S.43-64.

hervorzuzaubern, was allerdings, bei allem Respekt vor Hare'schem Scharfsinn schon aus elementaren logischen Gründen scheitern musste.

### §3

#### **Renaissance der praktischen Philosophie als Abkehr vom Lingualismus**

Aber dann geschieht das Unerwartete: die alte Trias der praktischen Philosophie kehrt mit Macht zurück. John Rawls' *Theory of Justice* (1971) spielt dabei eine wichtige Rolle, ohne dass dieses Werk die Themen und Inhalte in den folgenden drei Dekaden bis heute bestimmt hätte. Das auffälligste Merkmal dieser Rückkehr ist die abrupte und durch meta-theoretische Überlegungen zunächst kaum flankierte *Abkehr vom Lingualismus*.<sup>1</sup> Man kehrt zu einer alten Form des philosophischen Diskurses zurück, der durch die Abwägung normativer Argumente (oder praktischer Gründe) gekennzeichnet war. Und erst nach dem sich die praktische Philosophie mit der ganzen Breite traditioneller und neuer Fragestellungen erfolgreich neu etabliert hatte, gewannen auch Fragestellungen nach dem ontologischen und erkenntnistheoretischen Status, und der philosophischen Methode wieder an Gewicht. Die Rückkehr des Normativen in die zeitgenössische Philosophie wird und kann dadurch nicht mehr in Frage gestellt werden wie immer etwa die Debatte um moralischen Realismus ausgeht.. Und wenn man unter dem Prädikat „analytisch“ eine spezifische Variante des philosophischen Lingualismus verstünde, dann würde diese Rückkehr zugleich das Ende des traditionellen analytischen Projektes beuten.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. John Rawls' früher Aufsatz „A Decisions Procedure for Ethics“, in ders.: *Collected Papers*, Cambridge 1999, Kap. 1.

<sup>2</sup> Aus meiner Sicht allerdings gibt es eine Gemeinsamkeit des im weitesten Sinne analytischen Philosophierens, die sich weder durch eine spezifische, etwa naturalistische Metaphysik, noch durch eine spezifische philosophische Methode charakterisieren lässt. Es ist vielmehr der charakteristische Stil des Argumentierens, das beständige Bemühen um Klarheit und Nachvollziehbarkeit, das Misstrauen gegenüber großen Systementwürfen und die Liebe zum argumentativen Detail, der doch nach wie vor deutlich mit dem kontrastiert, was in den USA als *Continental Philosophy* gilt und überwiegend durch französische Denker des 20. Jahrhunderts in Inhalt und Form bestimmt ist. Der Lingualismus jedenfalls separiert diese beiden Hauptströmungen der zeitgenössischen Philosophie nicht.

## §4

### Differenzierungen

Die Charakterisierung der Philosophie des 20. Jahrhunderts als lingualistisch darf allerdings wichtige Differenzen nicht verdecken. Die Philosophie der idealen Sprache (*ideal language philosophy*) von Russel über Carnap bis David Lewis ist einem Repräsentationalismus verhaftet, der Vertretern der *ordinary language philosophy* seit den Philosophischen Untersuchungen Wittgensteins, seit Gilbert Ryles' *The Concept of Mind* als obsolet gilt. Die Gehalte von Überzeugungen werden etwa bei David Lewis in eine mögliche Welten-Semantik, generell in einer modell-theoretischen Sprache erfasst, was Propositionen etwas Sprach-Transzendentes verleiht.

Der lingualistische Naturalismus Quines kontrastiert mit der sorgsam Unterscheidung zweier Sprachebenen in der *ordinary language philosophy* die der Welt des Geistigen eine, wenn auch nur sprachlich verfasste, Autonomie zubilligt. Die *ordinary language philosophy* ist in dem Sinne pragmatistisch, als sie sprachliche Bedeutung unter Rekurs auf Handlungen, eben Handlungen, die mit sprachlichen Äußerungen einhergehen, bzw. Sprechakten, zu explizieren sucht. Das, was man gelegentlich als *logischen Behaviourismus* bezeichnet hat, fügt diesem Pragmatismus etwas hinzu, nämlich, dass die Bedeutung sprachlicher Äußerungen in den Regeln des Sprachverhaltens und des Verhaltens generell aufgehe. Alles was darüber hinausgeht, und das betrifft sowohl den repräsentationalen Aspekt als auch den intentionalen, wird entweder als epistemisch unzugänglich, oder sogar als – ontologisch – nicht-existent zurückgewiesen. Man könnte es auch so formulieren: hinter der Oberflächenstruktur des Äußerungsverhaltens verbirgt sich nichts. Philosophie ist in dem Sinne bloße Deskription, als sie sich darauf zu beschränken hat, diese Oberfläche zu beschreiben. Dies kann wohl als die radikalste Variante des Lingualismus gelten. Die Sprache ist allumfassend, sie bedarf keiner Interpretation, sie repräsentiert nichts – weder Äußeres noch Inneres, sie nimmt keinen Bezug auf nicht-sprachliche Gegenstände und Intentionen (wie andere mentale Entitäten) spielen keine sprach-konstitutive Rolle.

## §5

### **Ziel des Vortrages (Abstract)**

*Ich möchte mich in diesem Vortrag gegen den Lingualismus generell und seine radikalen Varianten speziell stellen und deutlich machen, dass Außersprachliches für Sprachliches konstitutiv ist, genauer, dass der Intentionalität ein logisches und genetisches Prius gegenüber der Sprache zukommt. Intentionalität ist sprachlich imprägniert, aber nicht sprachlich konstituiert. In letzter Instanz sind es die Intentionen, die einen Ausschnitt des Verhaltens zu etwas Sprachlichem machen, die es erlauben, diesen Ausschnitt als Teil einer Verständigungspraxis zu interpretieren. Diese Intentionalität wird aber nicht im desire-belief-Schema verstanden, sie ist – anders als die Vertreter der intentionalistischen Semantik meinen – nicht dem Hume'schen Modell instrumenteller Rationalität verhaftet. Sie löst sich von der Metaphysik des Gegebenen in seiner Dualität von Wahrnehmungen und Wünschen. Es handelt sich in diesem Sinne um eine anti-positivistische Position. Intentionalität wird vielmehr so verstanden, wie es wohl in der Stoa üblich war, nämlich als eine Stellungnahme, die als Ergebnis der Abwägung theoretischer und praktischer Gründe zu interpretieren ist. Ich gehe in drei Schritten vor: Zunächst wird die Konzeption einer (im Sinne Davidsons) radikalen Interpretation intentionaler Äußerungen vorgestellt: es soll deutlich werden, dass diese Idee auch auf den intentionalen Gehalt unserer Sprache anwendbar ist. Dann wird eine Kantische Form intentionalistischer Semantik umrissen: hier soll deutlich werden, dass die Sprache nicht lediglich auf beliebigen (bedeutungs-konstitutiven) Intentionen beruht, sondern die Verständigung auf (gute) Gründe etwas zu meinen oder etwas zu tun, unverzichtbar ist. Die intentionalistische Semantik zeigt, dass (Sprach-) Konventionen und (Sprach-) Regeln gegenüber Intentionen sekundär sind, die hier vorgestellte Kantische Perspektive fügt hinzu, dass diese Intentionen nur insofern Kommunikation konstituieren können, als sie auf den Austausch von Gründen gerichtet sind. Auf dieser doppelten Grundlage einer radikalen Interpretation von Intentionalität und einer Kantischen Version intentionalistischer Bedeutungstheorie lässt sich dann die Conclusio ziehen, dass die Grenzen der Sprache – entgegen Wittgenstein – eben nicht die Grenzen unserer Welt sind, dass Intentionalität und Normativität der Sprache vorausgehen und diese transzendieren.*

## II

# Radikale Interpretation und Intentionalität

## §6

### Das Grundmodell

Radikale Interpretation kommt ohne semantische Begriffe (Bedeutung, Synonymie, Interpretation) aus und sie versucht Äußerungen zu interpretieren indem sie auf außersprachliche Interessen und Aktivitäten zurückgreift, nicht indem sie Relationen zwischen Sprachen herstellt (Übersetzungen), sie stützt sich auf eine Wahrheitstheorie im Stil Tarkis<sup>3</sup>. Der Satz/die Äußerung *s* ist in der Objektsprache wahr gdw, wenn *p*. Wahrheitstheorien dieses Typs stellen eine Beziehung zwischen Sätzen und Gegenständen her, die zum Wertebereich der Variablen der Objektsprache gehören.<sup>4</sup> Die Davidson'sche Fassung der *radikalen Interpretation* modifiziert Tarkis so, dass dessen Wahrheitstheorie als Interpretationstheorie natürlicher Sprachen verwendet werden kann.<sup>5</sup> Durchgeführt würde sie bei immensem empirischen Aufwand lediglich das liefern, was wir als kompetente Sprachbenutzer längst kennen. Als philosophische meta-theoretische Konzeption ist sie aber von großer Bedeutung. Sie macht – entgegen Davidsons eigenen Intentionen – nicht nur klar, wie Spracherwerb möglich ist und wie er jenseits genetischer Vorprägungen auch kognitiv nachvollziehbar wäre, sondern macht auch klar, welche Vorfestlegungen in die kommunikative Praxis eingehen, zu denen das berühmte *charity principle* gehört, das nichts anderes besagt, als dass eine Sprachgemeinschaft nur möglich ist, wenn die Sprecher wechselseitig sich *Verlässlichkeit*<sup>6</sup> unterstellen, d.h. unterstellen, dass sie nicht nur das sagen, von dem sie selbst überzeugt sind, sondern dass ihre Überzeugungen auch in der Regel mit den Tatsachen übereinstimmen. Davidson hat den Naturalismus Quines konsequent überwunden: er ist realistisch ohne metaphysische Hypostasierung und von der Sinnesdatentheorie des frühen Carnap ebenso weit entfernt, wie von den sensorischen Stimuli Quines.

---

<sup>3</sup> vgl. A. Tarski: „The Semantic Conception of Truth“, *Philosophy and Phenomenological Research* 4 (1944) 341-375

<sup>4</sup> A. Tarski: *Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen* (Studia Philosophica Commentarii Societatis Polonorum Bd. 1) Lemberg 1935

<sup>5</sup> vgl. D. Davidson: „Radical Interpretation“, *Dialectica* 27 (1973) 313-328

<sup>6</sup> zum Begriff der Verlässlichkeit vgl. JNR: *Strukturelle Rationalität*. Stuttgart 2001, Kap. 6

## §7

### Deskriptivistische Schlagseite

Davidsons Analyse hat allerdings – trotz eines kurzen Hinweises, dass man seine Konzeption der radikalen Interpretation auch anders, nämlich nicht auf die Überzeugung etwas für wahr zu halten, sondern z.B. auf die Überzeugung, etwas wahr machen zu wollen etc. beziehen könne – eine *deskriptivistische* Schlagseite. Der Wahrheitsbegriff wird lediglich auf Behauptungssätze bezogen, die der Sprecher für wahr hält. Es ist dann Sache des Interpreten zu klären, ob sie logisch oder empirisch wahr sind.<sup>7</sup> Lässt sich diese deskriptivistische Einseitigkeit beheben? Zwei Strategien bieten sich an: die erste könnte man als Subsumtions-Strategie bezeichnen. Betrachten wir normative Sätze oder Äußerungen, etwa universelle Imperative, wie „du sollst nicht töten“ oder universelle Unwerturteile wie „Mord ist unmoralisch“ – diese wären demnach Behauptungen, die bestimmte Überzeugungen des Sprechers zum Ausdruck bringen, wie Davidsons Lieblingsäußerung „Heute regnet es (hier)“. Jemand, der das äußert, ist überzeugt, dass es (hier) regnet, wie derjenige, der sagt „du sollst nicht töten“ davon überzeugt ist, dass man nicht töten darf.<sup>8</sup> Die normative Rede würde unter die deskriptive subsumiert. Wenn Hans sagt „es regnet“ und es regnet in der Umgebung von Hans zum Zeitpunkt seiner Äußerung, dann ordnet der Interpret der Äußerung „es regnet“ die zutreffende Überzeugung von Hans zu, dass es regnet. Wenn Hans beobachtet, wie einer älteren Dame auf der Straße die Handtasche geraubt wird, sagt er vielleicht „der Dame wurde die Handtasche geraubt“ und der Interpret ordnet dieser Äußerung die zutreffende Überzeugung von Hans zu, dass der Dame die Handtasche geraubt wurde. Wenn Hans hinzufügt „das ist ein abscheuliches Verbrechen“ ordnet der Interpret Hans die zutreffende Überzeugung zu, dies sei ein abscheuliches Verbrechen. Und vielleicht fügt Hans hinzu: „Niemand sollte einer alten Frau so etwas antun, wie nötig er auch immer Geld braucht.“ Der Interpret wird eine Vielzahl von (Handlungs-) Situationen feststellen in denen die Sprecher der Objektsprache von „sollte“ oder „sollte nicht“ sprechen. Im Falle der „dicken“ normativen

---

<sup>7</sup> Der Interpret kann annehmen, dass sie logisch wahr sind, wenn die Sprecher der Objektsprache die jeweiligen Behauptungen aufstellen (was den Interpreten zu der Vermutung veranlasst, dass sie von ihrer Wahrheit überzeugt sind), obwohl die empirischen Bedingungen unter denen diese Behauptungen aufgestellt werden beliebig sind. Es liegt im übrigen natürlich auf der Hand, dass Sprecher der Objektsprache Tautologien, sofern sie ihnen als Tautologien bewusst sind, unter normalen Äußerungsbedingungen nicht behaupten werden. Dies kann man auch als Hinweis darauf verstehen, dass das Konzept der radikalen Interpretation lediglich meta-theoretisch verstanden, Sinn macht. Normale Sprecher einer natürlichen Sprache werden uns nicht den Gefallen tun Tautologien zu behaupten.

<sup>8</sup> In „Du sollst nicht töten“ verbergen sich mehrere Allquantoren: Etwa  $\forall p, p' \forall t \in \forall l: [T(p, p', t, l) \text{ ist verboten}]$  mit  $p, p'$  Personen,  $t$  Zeitpunkt,  $l$  Ort und  $T$  für  $p$  tötet  $p'$  zum Zeitpunkt  $t$  am Ort  $l$ . Eine Parallele dazu wäre: „Mittags regnet es hier immer“ (auf einer tropischen Insel).  $\forall l \forall t R(l, t, m)$ , mit  $l$  für Orte der Insel und Tage im Jahr,  $m$  mittags.

erschienen in: Rüdiger Bubner/ Gunnar Hindrichs (Hrsg.). Von der Logik zur Sprache. Stuttgarter Hegel-Kongress 2005. Stuttgart 2006, S.43-64.

Begriffe, wie „Raub“ oder „tapfer“ wird der Interpret diese mit den jeweiligen empirischen Merkmalen der Äußerungs-Situation in Verbindung bringen und damit ihren normativen Gehalt verfehlen. Bei den „dünnen“ normativen Begriffen wie „sollte“ oder „gut“ wird der Interpret, wenn er diese Subsumtions-Strategie anwendet jedoch scheitern. Scheitern heißt hier nichts anderes, als dass er nicht interpretieren kann, was „sollte“ oder „gut“ bedeutet, d.h. er kann keine Regeln angeben, in denen von bekannten Äußerungs-Situationen auf unbekannte Äußerungs-Situationen zuverlässig extrapoliert werden kann, in denen diese Begriffe gebraucht werden. Lässt sich die radikale Interpretation auch für die normative Rede retten oder ist die radikale Interpretation doch dem Deskriptivismus oder der repräsentationalen Dimension der Sprache verhaftet? Wenn dies so wäre, dann könnte sie nicht beanspruchen eine umfassende Bedeutungstheorie zu sein.<sup>9</sup>

## §8

### Zwei Arten propositionaler Einstellungen

Die Situation ändert sich grundlegend, wenn man zwei Arten propositionaler Einstellungen der radikalen Interpretation zugrunde legt. Die erste Art von Einstellungen bezeichnen wir als *epistemische*. Einstellungen dieser Art werden sprachlich durch Ausdrücke zugeschrieben wie „x glaubt, dass p“, „x ist davon überzeugt, dass p“, „x hält p für wahrscheinlich“, „x erwartet, dass p“, „x rechnet nicht mit p“ etc. Kohärente epistemische Einstellungen lassen sich durch Zuschreibung einer Funktion subjektiver Wahrscheinlichkeiten repräsentieren.<sup>10</sup> Es ist charakteristisch für einen großen Bereich propositionaler Einstellungen, dass ihre explizite Benennung redundant ist. Ob Franz sagt: „es wird regnen“, oder ob er sagt „ich bin überzeugt, dass es regnen wird“ macht insofern keinen Unterschied aus, als die Äußerung von Franz „es wird regnen“ eine Überzeugung von Franz zum Ausdruck bringt, die Franz im zweiten Fall bekräftigt. Dass angesichts dieser Redundanz eine explizite Kennzeichnung der jeweiligen propositionalen Einstellung nur in bestimmten Äußerungssituationen adäquat erscheint, ist uns vertraut. Solche Äußerungssituationen liegen z.B. dann vor, wenn jemand einfache Behauptungen in Zweifel zieht und der Sprecher meint diese Zweifel allein durch die Bekräftigung seiner epistemischen Einstellung beheben zu können. Aus dem großen Spektrum epistemischer Einstellungen wählt Davidson für den Aufbau seiner Bedeutungstheorie nur eine, nämlich die *elementar-konstative*, wie ich es nennen möchte, aus:

---

<sup>9</sup> Davidson setzt sich gegen diesen Vorwurf – wenn auch in meinen Augen wenig überzeugend – zur Wehr, vgl. seinen Vortrag „Moods and Performances“, in *Meaning and Use*. Hg. A. Margalit, Dordrecht 1979.

<sup>10</sup> Vgl. JNR: *Decision Theory and Ethics*, München 2005, II-V.

Dies ist jetzt der Fall, d.h. gilt in meiner zeitlich-räumlichen Umgebung. Nur hier ist es dem Interpreten in relativ unproblematischer Weise möglich, die Bedingungen der Äußerungssituation zu beschreiben und bei Zuschreibung der entsprechenden epistemischen Einstellung (der Sprecher ist überzeugt, dass dies gegenwärtig der Fall ist) die Wahrheitsbedingungen festzulegen.

Der andere Typus propositionaler Einstellungen wird durch Äußerungen wie „x wünscht, dass p“, oder „x befürwortet, dass p“, „x vermeidet, dass p“ zugeschrieben. Auch Aufforderungen oder Befehle kann man als Ausdruck konativer propositionaler Einstellungen interpretieren: Die Aufforderung des Saalordners „bitte, verlassen Sie jetzt den Raum“ richtet sich an die verbliebenen Teilnehmer und ist darauf gerichtet, dass bestimmte Handlungen vollzogen werden, nämlich die, die zum Verlassen des Raumes führen. Es ist nicht lediglich der Wunsch des Saalordners, dass sich im Raum keine Veranstaltungsteilnehmer mehr aufhalten, sondern es ist zugleich sein Status, der diesen spezifischen Sprechakt der Aufforderung oder des Befehls erst ermöglicht. Der Sprechakt erschöpft sich nicht in der propositionalen Einstellung des Saalordners, aber er enthält diesen gewissermaßen. Der Sprechakt wäre unaufrichtig (es läge im Sinne John Austins eine fallacy vor<sup>11</sup>), wenn der Befehl nicht mit der betreffenden konativen Einstellung verbunden wäre. Das komplexe normative Gefüge, das unsere Sprachhandlungen erst konstituiert, ist von komplexen epistemischen und konativen Einstellungen begleitet, die selbst essentieller Bestandteil dieser normativen Konzeption der Sprache sind. Davidsons (und Quines) Fokussierung auf den ersten Typus propositionaler Einstellungen blendet die pragmatische und normative Konstitution der Sprache, die essentielle Rolle die normative Institutionen und Handlungsgründe für unser Sprachverhalten spielen, weitgehend aus. Ich sage „weitgehend“ weil Davidson im Unterschied zu Quine ein normatives Element der Sprachkonstitution in aller Klarheit erfasst: *Es ist die Norm der Wahrhaftigkeit*. Diese Norm allerdings ginge ins Leere, wenn wir uns nicht zugleich darauf verlassen könnten, dass das, von dem die Sprecher unserer Sprache überzeugt sind, in der Regel auch wahr ist, oder, wie ich es vorziehe zu charakterisieren, um den normativen Charakter hier deutlich zu machen: Es ist die Norm der *Verlässlichkeit*.<sup>12</sup> Menschen sagen nicht nur das, von dem sie überzeugt sind (Norm der Wahrhaftigkeit), sondern das, von dem sie überzeugt sind, ist in der Regel wahr, was allerdings nur möglich ist, wenn sich die Sprecher bemühen ihre Urteile zu prüfen, wenn sie nur das als ihre (feste) Überzeugung äußern, für welches sie gute Gründe anführen können. Diese *Gründe* sorgen dafür, dass wir

---

<sup>11</sup> John L. Austin, How to do things with words ...

<sup>12</sup> JNR, Strukturelle Rationalität, Kap. 6.

uns auf die Äußerungen anderer in der Regel verlassen können – oder anders ausgedrückt, dass diese Äußerungen eine zutreffende Mitteilung machen.

## §9

### **Intentionalität**

Verlässlichkeit ist eine komplexe Tugend. Sie betrifft nicht nur die Abwägung theoretischer Gründe, um zu einem verlässlichen Urteil über den Zustand der Welt bzw. einzelne Sachverhalte, die diesen Zustand ausmachen, zu kommen, sondern auch praktische Gründe, deren sorgfältige Abwägung zu richtigem Handeln führt und dem eigenen Leben, sowie denjenigen, die mit uns interagieren, eine zuverlässige Orientierung bietet. Verlässlichkeit betrifft Theorie und Praxis gleichermaßen. Die Hume'sche Rationalitätstheorie der auch Quine und mit Abstrichen Davidson verhaftet ist, halbiert in der Tat die Vernunft auf theoretische Gründe und damit die Tugend der Verlässlichkeit auf deskriptive Urteile. Damit wird aber nicht nur die Vernunft „halbiert“, sondern ein tieferes Verständnis der Sprache und ihre Grenzen verbaut. Betrachten wir das sprachlernende Kleinkind in einem Gedankenexperiment. Vielbeschäftigte Eltern setzen es monatelang vor den Fernseher, das Kind schaut und schaut, ruft manchmal etwas aus, ist manchmal fasziniert, manchmal in Angst, meistens gelangweilt, aber es ist nicht wahrscheinlich, dass, wenn dies die einzige Form der Konfrontation mit Sprache wäre, das Kind sprechen lernen würde. Die Davidson'schen Bedingungen sind hier erfüllt: Es gibt Äußerungen in bestimmten Kontexten von Personen – diese Kontexte sind mehr oder weniger explizit, ja in schlechten Filmen überexplizit dargestellt – all das wird nicht ausreichen. Die entscheidende Rolle für die ersten Schritte des Spracherlernens ist *Intentionalität*. Genauer: Die wechselseitige Zuschreibung von Intentionen (der Eltern an das Kind und des Kindes an die Eltern) und die Intentionenbegleitenden Äußerungen. Selbst die repräsentationalen Sprachspiele mit Kleinkindern, die auf einzelne „Gegenstände“ in Bilderbüchern zeigen und die dazu gehörenden Namen hören wollen und die umgedreht, lange bevor sie selbst das erste Wort gesagt haben, auf entsprechende Gegenstandsbezeichnungen durch Zeigen reagieren, beruhen auf *wechselseitiger Intentionenzuschreibung*. Das Kind muss gewissermaßen vor-sprachlich erfasst haben, dass Zeigen mit einer Erwartung des Zeigenden verbunden ist und es muss erfahren haben, dass das eigene Zeigen eine geeignete Aufforderung ist, um die Eltern dazu zu bringen, die Bezeichnungen zu nennen. Vor-sprachliche Intentionalität bildet den Grund der Sprache. Diese vor-sprachliche Intentionalität spielt eine ebenso grundlegende Rolle, wie das

was Quine den vor-sprachlichen Qualitätsraum nennt. Wenn nicht zuvor bestimmte Unterscheidungen getroffen werden, würde das Spiel des Sprachlernens und sei es auch nur im repräsentationalen Sprachspiel, nicht gelingen. Um endgültig klar zu machen, dass die wechselseitige Intentionalitätszuschreibung außer-sprachlich möglich und für das Spracherlernen grundlegend ist, mag es helfen, die Interspezies-Kommunikation mit Hilfe von wechselseitigen Intentionalitätszuschreibungen zu analysieren. Der Hund lernt nicht, weil er belohnt wird, wie Skinner und seine behaviouristische Schule meinten, sondern weil er belohnt wird, fällt es ihm leichter die richtigen Intentionalitäten zuzuschreiben und ihnen gerecht zu werden. Dass er ihnen gerecht werden möchte, ist wiederum in seiner genetischen Ausstattung als Rudeltier verankert. Es gibt empirische Untersuchungen dazu gegenüber welchen Tierarten das Zeigen, das Auf-etwas-deuten als Grundlage für die Zuschreibung von Intentionalitäten, funktioniert.

## §10

### **Radikale Interpretation intentionaler Äußerungen**

Wenn man den intentionalen Gehalt der Sprache für mindestens ebenso wichtig wie den repräsentationalen Gehalt ansieht, muss dem auch ein Schema der Bedeutungszuschreibung entsprechen. A sagt zu B „leg das auf den Tisch“. Gibt es eine radikale Interpretation dieser Äußerung? Nehmen wir an, wir können A nicht nur, wie in Davidsons radikaler Interpretation, die epistemische propositionale Einstellung des Für-wahr-haltens zuschreiben, sondern auch die konative propositionale Einstellung des Erwartens. Radikale Interpretation in diesem Falle heißt, dass ich die Äußerung als Indiz der betreffenden Einstellungen interpretiere, so wie ich die Äußerung „es regnet“ als Indiz für die Überzeugung des Sprechers, dass es regnet interpretiere. „Leg das auf den Tisch“ ist mit der konativen propositionalen Einstellung der Erwartung verbunden, dass die angesprochene Person das auf den Tisch legt. Solange sie das nicht tut, bleibt die Person unzufrieden. Diese Unzufriedenheit ergibt sich daraus, dass die betreffende Erwartung noch nicht erfüllt ist. Radikale Interpretation im intentionalen Fall verlangt also die Zuschreibung einer bestimmten konativen propositionalen Einstellung (hier des Erwartens), so wie radikale Interpretation im repräsentationalen Fall die Zuschreibung einer epistemischen propositionalen Einstellung (etwa des Für-wahr-haltens oder des Für-wahrscheinlich-haltens ...) beinhaltet. Die Einstellung des Erwartens hat dabei einen interessanten und für unsere Zwecke besonders erhellenden Doppelcharakter, nämlich als epistemische und als konative propositionale

Einstellung. Die konative propositionale Einstellung des Erwartens äußert sich darin, dass der Adressat der Äußerung das Erwartete durch sein Handeln erst wahr macht, während die epistemische Einstellung des Erwartens ihre Erfüllung nicht durch Handlungen des Adressaten, sondern durch externe Ereignisse vorsieht.

## §11

### **Der intentionale und der repräsentationale Gehalt**

Die äußerste Schlichtheit und Beschränktheit des kanonischen Beispiels der Interpretation (die Äußerung „es regnet“, wenn es regnet) verbirgt, dass die weiteren Schritte der radikalen Interpretation komplexere Zuschreibungen propositionaler Einstellungen erforderlich machen, zu denen Vermutungen und subjektive Wahrscheinlichkeiten gehören. Im *intentionalen* Fall wird kein höheres Maß an Komplexität als im repräsentationalen vorausgesetzt. Das Zuschreibungsspiel kann in der gleichen Weise, ganz elementar, beginnen. Wir schreiben dem Sprecher eine bestimmte konative propositionale Einstellung zu, nämlich die der Erwartung, die durch eine Handlung des Adressaten erfüllt wird, und interpretieren dann seine Äußerung vor dem Hintergrund ihrer realen Erfüllungsbedingungen. Dass radikale Interpretation intentionaler Äußerungen möglich ist, zeigt, dass Kinder unsere Sprache lernen, ohne vorher eine andere Sprache gesprochen zu haben. Wenn lediglich radikale Interpretation repräsentationaler Äußerungen möglich wäre, dann würden Kinder die Sprache nur insoweit lernen, als es ihrem repräsentationalen Gehalt entspricht. Der repräsentationale und der intentionale Gehalt sprachlicher Äußerungen sind jedoch tatsächlich so eng miteinander verbunden, wie die Sprechakt-Theorie im Detail zeigen kann, dass ein Kind vermutlich gar keine Sprache lernen würde, wenn sich die Möglichkeit radikaler Interpretation auf repräsentationale Äußerungen beschränkte. Die säuberliche Trennung des intentionalen vom repräsentationalen Gehalt macht nur in der philosophischen Analyse Sinn und darf nicht mit einem Charakteristikum unserer Sprachpraxis verwechselt werden. In unserer Sprachpraxis sind beide Gehalte miteinander in einer komplexen Weise verwoben, die sich nicht auflösen lässt ohne sich von der lebensweltlichen Sprachpraxis so weit zu entfernen, dass das Netz der inferenziellen Beziehungen reißt. Die Begründungsspiele unserer Lebenswelt sind miteinander verflochten und bilden zusammen ein Netzwerk der Interaktionen und der Repräsentationen, das sich in Einzelteile bestenfalls zum Zwecke der philosophischen Analyse, aber nicht mit dem Ziel diese Begründungsspiele neu zu erfinden oder neu zu konstruieren, zerlegen lässt.

### III

## Eine Kantische Fassung intentionalistischer Semantik

### §12

#### **Das Grundmodell intentionalistischer Semantik**

Werfen wir einen Blick auf den sperrigen Findling, den H.P. Grice in wenigen Aufsätzen in die sprachphilosophische Landschaft gestellt hat, in der Hoffnung daraus etwas für unser Projekt einer radikalen Interpretation der intentionalen Gehalte unserer Sprache zu lernen. Grice möchte zeigen, dass Bedeutung letztlich auf Meinen beruht.<sup>13</sup> Die Bedeutung einer Äußerung ist in dem Sinne konventionell, dass Sprecher und Hörer im Rahmen etablierter Regeln des Sprachverhaltens kommunizieren. Diese Regeln ermöglichen es zwischen Sprechern und Hörern verlässlich Intentionen zu übermitteln. Ohne diese intentionale Komponente der Verständigungspraxis hätten Äußerungen keine Bedeutung. Im Grice'schen Modell kommunikativer Handlungen wird der konventionelle Bestandteil durch ausgeklügelte Sonderfälle der Kommunikation unterdrückt. Es werden solche Fälle gesucht bei denen Sprecher mit Hörern kommunizieren ohne dass sie auf etablierte Regeln des Sprachverhaltens zurückgreifen können, also ohne, dass sie auf konventionale Bedeutungen rekurrieren können. Sofern das Grice'sche Modell erfolgreich ist, zeigt es das Primat der intentionalen vor der konventionalen Bedeutung. Nach dem Grundmodell beabsichtigt der Sprecher mit einer (kommunikativen) Handlung zu erreichen, dass der Hörer etwas tut und der Hörer tut dies, weil er diese Absicht des Sprechers erkennt. Das Grice'sche Grundmodell geht von einer konsequentialistischen Rationalitätstheorie aus, für die es rational ist jeweils die Folgen des Handelns zu optimieren.

---

<sup>13</sup> Im Englischen ist dieser Grundgedanke schwieriger zu formulieren, als im Deutschen, weil dort meinen und bedeuten mit demselben Terminus bezeichnet wird: meaning. Vgl. H.P. Grice: „Meaning“, *The Philosophical Review* 66 (1957) S. 377-388, übersetzt u.d.T. „Intendieren, Meinen, Bedeuten“, in: *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, hrsg. v. Meggle, Frankfurt a.M., Suhrkamp 1979, S. 2-15.

## § 13

### Die Rolle von Gründen

Wir müssen den Grice'schen Ansatz von dieser Restriktion befreien, um ihn überzeugend zu machen. Diese Befreiung kann in zwei Schritten erfolgen: Zum einen erkennen sich Sprecher und Hörer wechselseitig an insofern sie sich Rationalität und damit Freiheit und Verantwortung zuschreiben. Die kommunikative Handlung besteht im Kern darin Gründe zu übermitteln, Gründe etwas zu tun oder Gründe etwas zu glauben. Ein Waldbrand gibt einen guten Grund sich zu entfernen. Ein Rauchzeichen mag auch ohne dass eine konventionelle Bedeutung dieses Signals etabliert ist, einen Hörer davon zu überzeugen, dass ein Waldbrand droht, wenn er dem Signalgeber vertraut, d.h. seine Wahrhaftigkeit und Verlässlichkeit nicht in Frage stellt. Das Davidson'sche *principle of charity* findet hier in erweiterter Form seine Anwendung: Der Hörer glaubt, dass der Sprecher gute Gründe hat ihn zu warnen (hier vor einem Waldbrand) und dass damit der Hörer einen Grund hat sich zu entfernen. Der kommunikative Akt (hier des Rauchzeichens) dient der Übermittlung dieser Intention, die man in ihrem epistemischen und konativen Gehalt folgendermaßen umschreiben kann: „Ich sehe, dass hier ein Waldbrand ausgebrochen ist, ich möchte dir diese meine Erkenntnis übermitteln. Ich bin zudem davon überzeugt, dass dies ein Grund für dich ist, dich zu entfernen.“ Damit kann einem Signalgeber zwar auch die Intention zugeschrieben werden, zu erreichen, dass sich der Adressat entfernt, aber dies in den Termini der konsequentialistischen Präferenzenerfüllung zu umschreiben, führte in die Irre. Es ist Sache des Adressaten, seine Schlüsse zu ziehen. Die Intention des Signalgebers bezieht sich darauf, *den Adressaten mit Gründen* zu versorgen, die es ihm ermöglichen, rational zu handeln. Anerkennung und Respekt äußern sich darin, dass der Adressat nicht lediglich Gegenstand der manipulativen Beeinflussung ist (vielleicht gäbe es andere Möglichkeiten den Adressat zum Davonlaufen zu bewegen), sondern den Adressaten als Akteur ernst zu nehmen. Insofern sind die ursprünglichen Formulierungen bei Grice unzureichend. „Der Sprecher meinte mit der Äußerung etwas“ sei in etwa äquivalent mit „Der Sprecher beabsichtigte, dass diese Äußerung bei ihrem Adressaten eine Wirkung dadurch hervorruft, dass der Adressat diese Absicht des Sprechers erkennt.“ Aber es macht einen Unterschied, ob ich jemanden dazu bringen will, etwas zu glauben oder etwas zu tun, oder, ob ich jemandem einen *Grund* gebe, etwas zu glauben oder etwas zu tun. Wenn es dem Sprecher ausschließlich um die Wirkung beim Adressaten seiner Äußerung ginge, würde er die jeweils effektivsten Mittel einsetzen, um

diese Wirkung zu erreichen. In vielen Fällen ist die Angabe von Gründen nicht der effektivste Weg, um die Wirkung beim Adressaten (etwas zu glauben, etwas zu tun) zu erreichen. Grice scheint dieser Übergang zu einem inferentiellen Verständnis von Kommunikation<sup>14</sup>, also einer Explikation kommunikativen Handelns über Gründe, also genuine Verständigung, systematisch verschlossen zu sein, da er jedes Beispiel, das für diesen Übergang spräche durch Zusatzannahmen in das alte konsequentialistische Hume'sche Modell rationalen Handelns zu integrieren versucht. Die dadurch notwendig werdenden zahlreichen Zusatzbedingungen lassen das Grice'sche Grundmodell am Ende zunehmend unplausibel werden.<sup>15</sup>

Betrachten wir kurz folgendes, etwas albern gewähltes Gegenbeispiel von Grice:

Angenommen, ich entdecke jemand, der so konstituiert ist, dass er, wenn ich ihm sage, dass ich immer dann, wenn ich auf eine bestimmte Weise rülpe, will, dass er rot wird (...) daraufhin tatsächlich immer dann, wenn er mein Rülpsen (und damit auch meine Absicht) bemerkt, rot wird. Sollen wir dann sagen, dass das Rülpsen etwas bedeutete?<sup>16</sup> Grice meint etwas habe nur dann eine sprachliche Bedeutung, wenn die vom Sprecher intendierte Wirkung etwas ist, „was in einem gewissen Sinne der Kontrolle des Hörers unterliegt“. An dieser und an anderen Stellen, spricht Grice sogar davon, dass die hinter der Äußerung stehende Absicht des Sprechers für den Adressaten ein Grund sein müsste und nicht bloß eine Ursache. Dieser Hinweis auf eine inferentielle Semantik wird von Grice und anderen Vertretern dieser Richtung der Sprachphilosophie wie Jonathan Bennett und David Lewis jedoch nicht weiter verfolgt. In einem Aufsatz von 1968<sup>17</sup> wird die Wirkung, die von einem Sprecher mit seiner Äußerung beabsichtigt ist, nicht mehr darin gesehen, dass der Adressat etwas glaubt, oder (im Falle von Äußerungen des Imperativtyps), dass er etwas tun soll, sondern die Bedeutungskonstituierende Absicht soll nun darin bestehen, dass der Adressat *beabsichtigt* etwas zu tun (Imperativtyp) bzw. *glaubt*, dass der Sprecher glaubt (Indikativtyp). Weder die Kriterien der 1957er Fassung, noch die der 1968er Fassung werden der Rolle von theoretischen, wie praktischen Gründen gerecht, diese kommen in den Grice'schen Explikationsversuchen gar nicht vor. Es geht in beiden Fällen um die Herbeiführung einer propositionalen Einstellung und nicht darum, dem Adressaten Gründe an die Hand zu geben nach denen er seine propositionalen Einstellungen ausrichten kann, sofern ihm dies plausibel erscheint. Die

---

<sup>14</sup> wie es etwa Robert Brandom in *Making it Explicit. Reasoning, Representing, and Discursive Commitment*. Cambridge/Mass 1994 ausgearbeitet hat.

<sup>15</sup> Vgl. H.P. Grice: „Utterer's Meaning and Intentions“, in: *The Philosophical Review* 78 (1969) S. 147-177, in deutscher Übersetzung ebenfalls abgedruckt in: *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, a.a.O.

<sup>16</sup> H.P. Grice: *Meaning*, dt. Übers. a.a.O., S. 11 f.

<sup>17</sup> Utterer's Meaning, Sentence Meaning and Word-Meaning“, *Foundations of Language* 4 (1968) 1-18

erschienen in: Rüdiger Bubner/ Gunnar Hindrichs (Hrsg.). Von der Logik zur Sprache. Stuttgarter Hegel-Kongress 2005. Stuttgart 2006, S.43-64.

zusätzliche Bedingung der Kontrolle, die in dem 1957er Aufsatz noch so wichtig erschien, entfällt in den späteren Schriften ganz. Bei David Lewis findet diese Abkehr von Kantischen Elementen der Bedeutungstheorie und die Einbettung der Semantik in ein Hume'sches *desire-belief* Schema der Rationalität, seinen deutlichsten Ausdruck.<sup>18</sup>

## §14

### Eine Kantische Fassung

Stellen wir der Hume'schen Fassung intentionalistischer Semantik eine Kantische gegenüber. Die bedeutungskonstituierende Intention wäre demnach nicht die, eine spezifische Wirkung beim Adressaten zu erreichen. Weder die Wirkung, dass der Adressat daraufhin etwas tut, noch die Wirkung, dass der Adressat daraufhin etwas glaubt, auch nicht, wie es später (1968) bei Grice heißt, dass der Adressat beabsichtigt etwa zutun, noch, dass er glaubt, dass der Sprecher glaubt. Wir nehmen Menschen (spezifischer: Partner) in unserer etablierten Verständigungspraxis ernst indem wir es ihnen selbst überlassen, was sie glauben oder tun. Wir setzen die Mittel nicht effizient ein, um sie zu einer spezifischen Überzeugung oder zu einer spezifischen Entscheidung zu veranlassen. Genuine Verständigung besteht im Austausch von Gründen – theoretischen Gründen etwas zu glauben (von etwas überzeugt zu sein) und praktischen Gründen etwas zu entscheiden (etwas zu tun). Wir äußern etwas nicht um glauben zu machen, oder tun zu lassen, sondern um theoretische, wie praktische Gründe zu geben. Ein Sprecher S meint mit der an den Adressaten A gerichteten Äußerung L etwas P, gdw. S mit L A einen Grund zu geben beabsichtigt, P zu glauben. Selbst der Prototyp eines auf Wirkung bedachten Sprechaktes wie der des Befehls, lässt sich in einen so verstandenen Kantischen Rahmen spannen. A gibt B eine Weisung indem er eine bestimmte Äußerung macht. Diese Äußerung wird als Weisung von B, dem Adressaten der Äußerung, verstanden, weil B weiß welchen Status A gegenüber ihm hat (er ist um den juristischen Terminus zu verwenden, *weisungsbefugt*). A weiß, dass B sich seiner Weisungsunterstellung bewusst ist und B weiß, dass A dies weiß. Es besteht ein gemeinsames Wissen in der Verständigungsgemeinschaft von A und B bezüglich dieser institutionellen Tatsache. Die Äußerung gibt damit B einen Grund das zu tun, was Inhalt der Weisung ist. Die Äußerung gibt B deswegen einen Grund den Inhalt der Weisung zu realisieren, weil B diese normativ

---

<sup>18</sup> Vgl. David Lewis: *Convention*, Cambridge 1969, und Jonathan Bennett: *Linguistic Behaviour*, Cambridge 1976. Ganz allerdings sind diese Kantischen Spuren nicht zu verwischen. Bei David Lewis zeigt sich dies etwa deutlich in der Rolle der sprachkonstitutiven Prinzipien der Wahrhaftigkeit und des Vertrauens, vgl. D. Lewis: „Languages and Language“, in: *Language, Mind and Knowledge*, hrsg. v. K. Gunderson, Minneapolis 1975, 3-35.

verfasste Institution der Weisungsunterstellung akzeptiert. Akzeptierte er sie nicht, hätte er möglicherweise ein Motiv, aber keinen Grund. Er hätte ein Motiv z.B. deswegen, weil er eine Sanktion befürchten muss. Er hat einen Grund, insofern er dieses institutionelle Verhältnis zwischen A und B akzeptiert, d.h. die normativen Regelungen, die diese Weisungsunterstellung ausmachen, für sich gelten lässt und damit wird die Intention von A ein guter Grund für B entsprechend zu entscheiden. Der Unterschied zwischen einer bloßen Wirkung der entsprechenden Weisung und einer Gründe gebenden Weisung lässt sich daran ersehen, dass der Adressat der Weisung in Fällen in denen er von ihrer Abwegigkeit überzeugt ist, widersprechen wird, also Gründe geltend machen wird, warum dies trotz der erkennbaren Absicht von A kein guter Grund für B sein kann, X (den Inhalt der Weisung) zu realisieren. A wird seine Weisung ebenfalls als Grund-gebend interpretieren und nicht als Element der kausalen Determination des Entscheidungsverhaltens von B. Der Hinweis darauf, dass Weisungsverhältnisse mit Sanktionen stabilisiert werden, kann gegen diese Kantische Interpretation nicht ins Feld geführt werden. Die betreffenden Sanktionen kann man als Formen der Bekräftigung oder auch als Präzisierung der jeweiligen Intention des weisungsbefugten Sprechers verstehen. Es gibt zahlreiche Belege aus den Sozialwissenschaften dafür, dass Sanktionen ohne Gründe in hohem Maße ineffektiv sind. Die ökonomische Ineffizienz des Gulag-Systems aus Stalinistischer Zeit ist ein drastischer Beleg dafür und Ähnliches scheint für die nordamerikanische Endphase der Sklaverei gegolten zu haben. Diese Kantische Interpretation kann zum Prinzip sozialer Kritik umformuliert werden: Überall dort, wo Herrschaftsverhältnisse Loyalität nur über das kausale Mittel der Sanktionen und nicht mehr über das rationale Mittel der Gründe sichern können, sind diese illegitim. Was jeweils als ein guter Grund gelten kann, ist allerdings nicht außerhalb jeder lebensweltlich etablierten Praxis des Begründens und der Interaktion zu bestimmen. Die reine praktische Vernunft, wie sie Kant vorschwebte, ist eine Chimäre. Die praktische Vernunft ist nicht „rein“, sie ist imprägniert durch die etablierten Interaktionsformen und Begründungsmuster aus denen wir uns auch als Theoretiker nicht lösen können. Wir transzendieren sie allerdings in unserem Bestreben nach Kohärenz und dem, was ich als strukturelle Rationalität expliziert habe. Wer will kann also an dieser Stelle konstatieren: Ganz ohne Hegel geht es nicht<sup>19</sup>.

---

<sup>19</sup> Vgl. Jürgen Habermas: *Erläuterungen zur Diskursethik*. Frankfurt a.M. 1991, Kap. I Moralität und Sittlichkeit

## §15

### **Kritik des logischen Behaviourismus**

Die sog. Bienensprache ist nach allem, was wir über Bienen wissen, keine Sprache. Der Thermostat kommuniziert, wenn wir einen adäquaten Kommunikationsbegriff zugrunde legen, nicht mit dem Ölbrenner im Keller. Der Grund dafür ist der gleiche: Weder Bienen noch Thermostate haben Intentionen. In einer rein behavioristischen Beschreibung des Sprachverhaltens geht dieses Spezifikum der Sprache verloren. Für eine behavioristische Beschreibung spricht nichts dagegen, das Bienenverhalten als *Sprache* zu bezeichnen und davon zu reden, dass der Thermostat mit dem Ölbrenner im Keller *kommuniziert*.

Empirischen Korrelationen zwischen dem Verhalten einer Entität und dem Verhalten einer anderen Entität sind jedoch auch dann keine Sprache, wenn diese beschreibbaren Regeln gehorchen. Ohne Intentionalität keine Sprache. Ein gegebenes Signal hat nur dann eine Bedeutung, wenn es über spezifische Intentionen Auskunft gibt oder solche Intentionen zum Ausdruck bringt. Das Stopp-Signal einer Gleisüberquerung hat eine Bedeutung, weil es so eingerichtet wurde, dass es die Verkehrsteilnehmer darüber informieren soll, wann ein Zug den Bahnübergang passiert und zudem den Befehl zu halten gibt. Möglicherweise ist die bessere Formulierung: Das Signal hat insofern eine Bedeutung, als es einen Haltebefehl gibt, der begründet ist darin, dass sich ein Zug dem Bahnübergang nähert oder diesen passiert. Die Bedeutung ist durch die Straßenverkehrsordnung festgelegt und dadurch, dass bestimmte Regeln dieser Straßenverkehrsordnung gemeinsames Wissen sind. Wenn jemand sagt: „Dieses Zeichen bedeutet, dass Du den Bahnübergang nicht überqueren darfst“, beschreibt er nicht einen kausalen Zusammenhang zwischen dem Nahen des Zuges und der Signalgebung, sondern die Absichten, die mit dieser Signalgebung von denjenigen, die dieses Signal eingerichtet haben, verfolgt werden. Die Einrichtung dieser Signalgebung ist allerdings institutionalisiert, d.h. die Personen, die das vorgenommen haben, spielen hier keine Rolle, sie sind ausführendes Organ einer normsetzenden Institution, etwa des Verkehrsministeriums. Die Erschütterungen des Gleiskörpers, die durch das Nahen des Zuges ausgelöst werden, informieren ebenfalls über das Nahen des Zuges im Sinne dessen, was Grice *natürliche Bedeutung* nennt, aber diese Erschütterungen haben keine Signalbedeutung, sie spielen keine kommunikative Rolle. Wir können annehmen, dass das Auf-und-ab-fliegen der Bienen in einem bestimmten Winkel und in einer bestimmten Frequenz kausal bei anderen Bienen ein entsprechendes Verhalten auslöst. Dieses Verhalten ist nicht Folge der Zuschreibung einer

Intention, die aufgrund des Bienenverhaltens erfolgt. Es ist nicht so, dass die beobachtende Biene das Auf-und-ab-fliegen der beobachteten Biene in einem bestimmten Winkel und in einer bestimmten Frequenz als Ausdruck einer Absicht interpretiert, der beobachtenden Biene etwas mitzuteilen, in welcher Entfernung und in welcher Richtung sich eine Nahrungsquelle befindet. Ebenso wenig bringen die Erschütterungen des Gleiskörpers Absichten zum Ausdruck.

Die Bedeutungs-verleihenden Intentionen müssen entsprechend unserer Kantischen Version auf die Vermittlung von Gründen etwas zu glauben bzw. etwas zu tun gerichtet sein. Damit das Verhalten etwas mitteilt, *kommunikativ* ist, muss es Handlungscharakter haben.

Äußerungen sind Handlungen oder sie haben keine Bedeutung. Damit eine Handlung Träger von Bedeutung ist, sind spezifische Intentionen erforderlich. Nehmen wir das Beispiel einer (informativen) Mitteilung. Die Person äußert etwas in der motivierenden Absicht damit dem Adressaten Grund für die Überzeugung zu geben, dass etwas der Fall ist. Diese Verkoppelung ist für Kommunikation konstitutiv. Eine Äußerung einer Person kann eine andere, die diese Äußerung hört, ohne Adressat zu sein, informieren, etwa über bestimmte epistemische oder konative Einstellungen der Sprecherin. Sie weiß damit mehr über diese Person als zuvor, vielleicht reagiert sie sogar in einer Weise, die die Sprecherin sich wünscht, und dennoch handelt es sich hier nicht um einen Vorgang, den man als Kommunikation bezeichnen kann, denn das Wesentliche fehlt: Die Sprecherin tat ihre Äußerung nicht in der Absicht *dadurch* dem Adressaten Grund zu geben etwas zu tun oder von etwas überzeugt zu sein. Im beschriebenen Fall fehlt dieses Merkmal von Kommunikation, obwohl die Äußerung die gewünschte Wirkung hat. Diese über *gemeinsames Wissen interpersonell verkoppelte spezifische Intentionalität* ist für Kommunikation konstitutiv. Die Vertreter der intentionalistischen Semantik, wie etwa Grice, Lewis oder Bennett verfehlen durch ihre Verhaftung in einem Humes'schen *desire-belief*-Schema der Rationalität die breite Vielfalt und Komplexität sprachlicher Handlungen. Die Reduktion der einen kommunikativen Akt motivierenden Absicht auf den *Wunsch* der Sprecherin, den Adressaten der Äußerung zu etwas zu veranlassen, führt zu einer offenkundigen Schiefelage der Analyse.

## §16

### Inhärente Moralität

Eine Person ist von P überzeugt und hält es für ihre Pflicht einer anderen Person die Mitteilung zu machen, dass P, damit diese ihre Entscheidungen entsprechend treffen kann. Es

erschienen in: Rüdiger Bubner/ Gunnar Hindrichs (Hrsg.). Von der Logik zur Sprache. Stuttgarter Hegel-Kongress 2005. Stuttgart 2006, S.43-64.

ist hier nicht der Wunsch der Sprecherin, den Adressaten der Äußerung zu etwas zu bewegen, sondern es ist Teil einer umfassend interpretierten *Wahrhaftigkeitsnorm*, Personen zu informieren, damit sie ihre eigenen Entscheidungen treffen können. Wir wollen ihnen die Deliberation – praktische und theoretische gleichermaßen – erleichtern und wir wollen dies, nicht weil das einem zufälligen Wunsch entspricht, sondern weil dies eine konstitutive Norm einer funktionierenden Sprachgemeinschaft ist. Wir akzeptieren diese Norm, was z.B. die Folge hat, dass eine Person, die in einem Gespräch Gründe abwägt, das eine zu tun oder zu lassen, einem Gesprächsteilnehmer Vorwürfe machen kann, wenn sie im Nachhinein erfährt, dass dieser wichtige Informationen für diese Deliberation hätte beisteuern können, aber es vorgezogen hat, zu schweigen. Der Gesprächsteilnehmer hat dabei eine Norm, nämlich die der Wahrhaftigkeit verletzt, so dass die Sprecherin annehmen durfte, dass der Gesprächsteilnehmer über die entsprechenden Informationen nicht verfügte, von denen er wusste, dass sie für diese Deliberation relevant sind.

Der ethische Gehalt dieser kommunikations-konstitutiven Einstellungen lässt sich etwa so fassen: Wir nehmen uns wechselseitig als Gründe suchende und unser Handeln und Urteilen auf die Ergebnisse von Deliberationen stützende, eben rationale Wesen ernst, indem wir zu dieser Deliberation die von uns für relevant gehaltenen Gründe beisteuern. Wir verletzen dieses Ethos, wenn wir lediglich versuchen Einfluss zu nehmen und unsere Äußerungen als optimale Mittelwahl verstehen, die von uns gewünschten Reaktionen bei den Adressaten unserer Äußerungen herbeizuführen. Moralität ist nicht etwas Externes, nicht etwas, das durch ethische Prinzipien an die Interaktionspraxis herangetragen wird, sondern sie ist tief in unsere alltägliche Kommunikationspraxis eingewoben, sie ermöglicht in Gestalt wechselseitiger Anerkennung als rational Urteilende und Handelnde Kommunikation und sie konstituiert in spezifischeren normativen Institutionen einzelne Sprechakte, wie etwa den Sprechakt des Versprechens oder des Mahnens oder des Mitteilens etc. Die drei Grundnormen der Kommunikation Wahrhaftigkeit, Vertrauen und Verlässlichkeit stützen sich auf die wechselseitige Anerkennung als Urteils- und Handlungsfähige (was das Gleiche ist, wie uns wechselseitig als rational wahrzunehmen oder Rationalität zuzuschreiben), sie präsupponiert Freiheit und Verantwortung – Freiheit des Urteilens und Freiheit des Handelns, Verantwortung für das Urteil und Verantwortung für das Handeln – und auf ihrer Grundlage

entwickelt sich das komplexe Gebäude normativer Institutionen, die unsere Sprachhandlungen in ihrer ganzen Vielfalt erst hervorbringen.<sup>20</sup>

## IV

# Die Grenzen der Sprache sind (entgegen Wittgenstein) nicht die Grenzen unserer Welt

## §17

### **Das logische Primat der Intentionalität**

Die Grenzen der Sprache lassen sich durch einen Begriff charakterisieren; es ist der der Intentionalität. Intentionalität ist fundamentaler als Bedeutung. Intentionalität hat das logische Primat. Auch ohne etablierte Sprache im Sinne eines allgemein akzeptierten impliziten Regelsystems, das bestimmten Äußerungen, Sätzen, Wörtern Bedeutung verleiht, gibt es Kommunikation. Die Verfügbarkeit von Sprache (und ihrer normativ verfassten Institutionen) erweitert das Spektrum unterschiedlicher kommunikativer Akte, es reichert die im menschlichen Handeln verfügbare Intentionalität an. Die Ausdifferenzierung unserer Handlungsbezüge ist sprachabhängig, aber dies ändert nichts daran, dass der Intentionalität das logische Primat zukommt. Wir können auch ohne Sprache, wenn auch in vergleichsweise schlichter Form, kommunizieren. Nur so ist das Phänomen radikaler Interpretation begreifbar zu machen. Gäbe es das Phänomen radikaler Interpretation nicht, bliebe die Möglichkeit, von kleinen Kindern eine Sprache zu erlernen, ein philosophisches Rätsel. Es gibt nicht nur einen vor-sprachlichen Qualitätsraum, sondern auch vor-sprachliche wechselseitige Intentionalitätszuschreibungen. Dies sind die beiden Säulen, auf denen radikale Interpretation aufruht und die das empirische Phänomen des Spracherlernens ohne schon verfügbare Sprache plausibel machen. Sprache wird damit nicht, wie in der traditionellen Sprachtheorie seit der Antike zu einem bloßen Instrument. Unsere Lebensform, unsere Interaktionen, unsere wechselseitigen Intentionalitätszuschreibungen, unsere Verständigung über epistemische und konative Einstellungen sind in der Regel sprachabhängig, sprachlich imprägniert, sie sind ohne eine schon etablierte Sprache in dieser Spezifität nicht verständlich. Es ist der sorgfältige

---

<sup>20</sup> Wenn auch die Argumentationslinien unterschiedliche sind, so liegt doch auf der Hand, dass dieses Ergebnis nicht weit entfernt ist von der normativistischen Position, die Jürgen Habermas als Theorie des kommunikativen Handelns entwickelt hat.

Blick auf die Sprache selbst, ihre kommunikativen Rollen, die ihre Grenzen vor Augen führt. In diesem zentralen Punkt hat Wittgenstein geirrt.

## §18

### **Die philosophische und die soziologische Perspektive**

Wenn jemand behauptet, etwas sei der Fall oder behauptet, etwas sollte getan werden, wenn also eine Person in einer konkreten lebensweltlichen Kommunikationssituation eine entsprechende Behauptung aufstellt, dann ist dies mehr, als lediglich das Auffinden eines Zettels auf dem die betreffende Behauptung geschrieben steht. Es gibt zwei alternative Beschreibungsweisen dieses Unterschiedes: die soziologische würde die sozialen Rollen beschreiben, die die Interaktionspartner spielen unter Einschluss der Macht-, Status- und Abhängigkeitsverhältnisse in denen sie sich befinden. Der Unterschied zwischen dem aufgefundenen Zettel und der geäußerten Behauptung besteht in dieser Perspektive darin, dass der Kontext sozialer Rollen auf dem Zettel verschwindet. Es gibt keinen Sprecher und keinen Adressaten und zwischen ihnen kann es keine soziologisch zu analysierende Beziehung geben. In der philosophischen Perspektive besteht hingegen der Unterschied darin, dass die Behauptung Ausdruck der Gründe ist, die der Sprecher für sie hat. Sofern wir dem Sprecher rationale Eigenschaften zugestehen, ihn also in seinem Urteil als von Gründen geleitet anerkennen und ihn in gerade diesem Sinne eine spezifische Freiheit des Urteils einräumen (sein Urteil ist nicht lediglich Ergebnis kausaler Prozesse, für die Gründe keine Rolle spielen), ihn also als verantwortlich urteilend einschätzen, ist eine Äußerung eben mehr, als ihr jeweiliger propositionaler Gehalt, sie hat das *Gewicht der Gründe*,<sup>21</sup> die für sie sprechen. Ich will damit nicht sagen, dass die soziologische und die philosophische Perspektive unverbunden nebeneinander stehen. Hegels Theorie der Anerkennung kann offenkundig so gelesen werden, dass beide Perspektiven eine enge Verbindung miteinander eingehen, wenn man Charles Taylor, John McDowell, Robert Brandom oder Axel Honeth folgt. Die genuin philosophische Perspektive ist jedoch eine normative und die genuin soziologische eine deskriptive. Wie immer die normative mit der deskriptiven zusammenhängt, den Unterschied selbst sollte man nicht einzuebnen versuchen.

---

<sup>21</sup> Vgl. Robert Brandom: *Making it Explicit*, 1994.

## §19

### Die Grenzen des Naturalismus

Die Zuschreibungen von Freiheit, Rationalität und Verantwortung haben einen gemeinsamen Kern: Es ist die besondere Fähigkeit des Menschen, sich von Gründen affizieren zu lassen.

Gründe leiten unser Handeln und Urteilen und als von Gründen Geleitete lösen sich Menschen aus der Naturordnung der Kausalität. Diese spezifisch menschliche Transzendenz des Naturalen impliziert eine unhintergehbare Grenze naturalistischer Beschreibungsformen menschlichen Urteilens und menschlichen Handelns. Freiheit schreiben wir in dem Sinne zu, dass wir uns wechselseitig zutrauen, dass unser Urteilen und unser Handeln von Gründen affiziert und daher nicht ausschließlich von kausalen Determinanten festgelegt sind.

Rationalität schreiben wir uns wechselseitig zu insofern wir uns zutrauen uns von Gründen affizieren zu lassen und Freiheit ist nichts anderes als die *naturalistische Unterbestimmtheit* dieser Urteils- und Handlungsleiter der Gründe. Verantwortung (für unsere Urteile und unsere Handlungen) schreiben wir uns wechselseitig zu insofern wir meinen, diese seien Ergebnis der Abwägung von Gründen und entgegenstehende Gründe hätten uns zu einem anderen Urteil und zu einer anderen Handlung veranlasst, wir also in diesem Sinne frei sind. Die Zuschreibungen von Rationalität, Freiheit und Verantwortung ist also die Zuschreibung eines Clusters spezifischer Eigenschaften, die nur in ihrer wechselseitigen Verknüpfung einen Sinn ergeben. Man kann nicht Freiheit zuschreiben ohne Rationalität und Verantwortung zuzuschreiben. Man kann nicht Rationalität zuschreiben ohne Freiheit und Verantwortung zuzuschreiben. Und man kann nicht Verantwortung zuschreiben, ohne Rationalität und Freiheit zuzuschreiben. Freiheit, Rationalität und Verantwortung sind unterschiedliche Aspekte der gleichen besonderen Fähigkeit, nämlich sich von Gründen affizieren zu lassen.<sup>22</sup>

Unsere lebensweltliche Verständigungspraxis beruht auf diesem Cluster wechselseitiger Zuschreibungen. Wir können die Urteils- und Handlungsgründe *philosophisch* analysieren oder die Wirksamkeit vorgebrachter Urteils- und Handlungsgründe *soziologisch* beschreiben. Die philosophische Analyse wägt das normative Gewicht der Gründe und die soziologische die Wirksamkeit ihres Vorbringens. Auch der philosophischen Analyse steht kein archimedischer Punkt außerhalb der Verständigungspraxis zur Verfügung, kein Fundament von dem aus sich das Gesamt einer angemessenen Verständigungspraxis neu analysieren ließe, sie muss vom Gesamt der Verständigungspraxis ihren Ausgangspunkt nehmen, dann

---

<sup>22</sup> vgl. JNR: *Über menschliche Freiheit*. Stuttgart 2005

aber, angesichts offenkundiger Inkohärenzen ihr kritisches Potential entfalten. Die philosophische Analyse ist normativ, ihr geht es um die Bestimmung guter Gründe zu urteilen und zu handeln. Was im Einzelfall gute Gründe sind, lässt sich aber nur von innen her, aus der lebensweltlich etablierten Verständigungspraxis rekonstruieren. Die Kohärenz von der hier die Rede ist, ist keine deskriptive. Wir *beschreiben* nicht die jeweiligen Anerkennungsverhältnisse und suchen nach einer Beschreibung, die diese in möglichst hohem Maße als kohärent erscheinen lassen, wir beschränken uns also nicht auf die Systematisierung der sozialen Anerkennungsverhältnisse, sondern wir *rekonstruieren den normativen Gehalt* unserer Verständigungspraxis, aber dies tun wir nicht als Theoretiker, die außerhalb dieser Verständigungspraxis stehen, sondern die in ihrer eigenen philosophischen Abwägung von Gründen auf diese Verständigungspraxis angewiesen sind. Wenn wir abwägen, was einen guten Grund ausmacht, so tun wir dies nicht außerhalb der etablierten Verständigungspraxis. Diese Abwägung entfaltet jedoch immer dann ihr kritisches Potential, wenn Inkohärenzen offenkundig werden. Im günstigsten Fall zieht dies eine Modifikation der Verständigungspraxis nach sich und die Philosophie wird pragmatisch, d.i. in der Lebenswelt, relevant.<sup>23</sup>

Eine Person, die etwas behauptet, legt sich fest, sie nimmt Stellung. Eine Person, die eine Handlung vollzieht, legt sich ebenfalls fest, sie nimmt Stellung bzw. die Handlung bringt eine Stellungnahme zum Ausdruck. Urteile und Handlungen können begründet werden. Die Begründungen haben etwa zum Ergebnis, dass der Sprecher mit Recht überzeugt ist, dass P oder dass der Akteur zurecht die Handlung H tut. Unsere lebensweltliche Verständigungspraxis beinhaltet ein komplexes Gebilde normativer Bestimmungen, die festlegen, wie Ausdrücke richtig verwendet werden, wann Sprechakte gelungen sind, welche Verpflichtungen sich aus bestimmten Äußerungen ergeben und welche Begründungspflichten Handlungen mit sich führen. Dieser normative Kern der lebensweltlichen Verständigungspraxis lässt sich nicht ohne Rest naturalisieren. Die bloße Beschreibung der Regelmäßigkeit der Verständigungspraxis ersetzt nicht die Rekonstruktion ihres normativen Gehaltes. In naturalistischer Perspektive geht das Spezifikum der Sprache und der Verständigung verloren und es lässt sich zwischen rational und irrational nicht mehr unterscheiden. Im naturalistischen Rahmen löst sich letztlich der Bedeutungsbegriff vollständig auf. Es bleibt das bloße Faktum beobachtbaren Verhaltens und der Unterschied zwischen kausal determinierter und möglicherweise genetisch fixierter Verhaltensmuster

---

<sup>23</sup> Diese Spannung zwischen dem universalistischen Anspruch des normativen Urteils und dem partikularistischen Charakter konkreter Begründung diskutiere ich in *Universalität und Partikularität*. Frankfurt a. M., i.V.

erschienen in: Rüdiger Bubner/ Gunnar Hindrichs (Hrsg.). Von der Logik zur Sprache. Stuttgarter Hegel-Kongress 2005. Stuttgart 2006, S.43-64.

einerseits und genuiner sprachlicher Verständigungspraxis andererseits verschwindet. Ohne Normativität und Intentionalität keine Verständigungspraxis, keine genuine Sprache. Sprache ist nicht in dem Sinne grenzenlos, dass ihre jeweiligen Regelsysteme allein ausreichen, um ihren Elementen Bedeutung zu verleihen. Es ist nicht das regelhafte Verhalten, sondern es ist die Intentionalität und Normativität, die in diesem regelhaften Verhalten zum Ausdruck kommt, die Bedeutung verleiht. In diesem Sinne geht Intentionalität und Normativität der Sprache voraus und transzendiert diese unbeschadet der Tatsache, dass Intentionalität und Normativität sprachlich imprägniert sind.